

leider aber durch andere Aussagen ebenso stark zur Unterdrückung von Frauen beigetragen. Welche Frau, die nicht mehr ganz jung ist, kann nicht ein eindrückliches Lied davon singen, wie ihr von kirchlichen Instanzen Demut, Bescheidenheit, Unterwürfigkeit gegenüber Männern, besonders aber gegenüber Priestern gepredigt wurden, während gleiches gegenüber Frauen den Männern wohl nie abverlangt wurde. Immer hatten – und haben gelegentlich noch – in der Kirche die drei großen K, die da sind: Kirche, Kinder, Küche, bei Frauen hoch im Kurs zu sein.

Die Kirche könnte und müßte einiges unternehmen, um den Anliegen der Gleichstellung in ihren eigenen Reihen Achtung zu verschaffen. Sie müßte aber auch bei ihren Erziehungsaufgaben dahin wirken, daß sich die Gläubigen auch in weltlichen Fragen vermehrt um die Durchsetzung einer wirklich angemessenen Gleichberechtigung bemühen. Gerade im Blick auf den gerechten Gott würde es der Kirche gut anstehen, sich für diese Gerechtigkeit gegenüber der immer noch benachteiligten Hälfte der Menschheit einzusetzen. So wünschte ich mir eine Verkündigung, die solche Fragen des mitmenschlichen Zusammenlebens sensibel thematisiert, selbst auf die Gefahr hin, nicht bei allen Gläubigen Lob zu ernten.

Weil Frauen in der feministischen Theologie versuchen, ihr eigenes Verständnis von Gott zu reflektieren, Gottes Eigenschaften, die bis anhin in der Schultheologie eher vernachlässigt wurden, in den Mittelpunkt ihrer theologischen Betrachtungen zu stellen, ist eine vermehrte Berücksichtigung der feministischen Theologie in der offiziellen theologischen Lehre und Forschung anzustreben. Allzu lange haben ausschließlich Männer bestimmt, was und wie Frauen zu glauben hatten, während ihnen selber eine eigene Artikulation untersagt war. Daß die Katholisch-theologische Fakultät der Universität Bonn kürzlich einen Lehrstuhl für feministische Theologie geschaffen hat, verdient mit Genugtuung und Freude vermerkt und zur Nachahmung empfohlen zu werden. Ebenso wichtig ist jedoch, daß guten Frauen als Dozentinnen der Weg in die theologischen Fakultäten besser geöffnet wird.

Zu fordern wäre aber auch eine vermehrte Einbeziehung von Frauen in die eigentliche

Seelsorge. Ministrantinnen, Kommunionhelferinnen, selbst wenn sie gelegentlich von einzelnen Kirchgängern geradezu mit Akribie gemieden werden, und Lektorinnen sind an vielen Orten ein erfreulicher erster Schritt. Bei uns und in der Dritten Welt müßte aber auch das volle Diakonat der Frauen eingeführt werden. Ein gewichtiges Argument hierfür ist die Tatsache, daß namhafte Exegeten dessen Vorhandensein in der Urkirche bejahen. Solange erst kürzlich erfolgte Interventionen von Bischöfen zugunsten des Diakonats der Frauen in Rom auf keinerlei Realisierungsbereitschaft stoßen, wäre es geradezu bar von jedem Realitäts-sinn, Wünsche für eine Teilnahme von Frauen am Amtspriestertum der Kirche zu formulieren, auch wenn hierfür valable Argumente sprechen.

Daß vor wenigen Jahren die Schweizer Bischöfe zum Mitdenken bezüglich der Rolle und der Aufgaben von Frauen in der Kirche eine eigene bischöfliche Frauenkommission geschaffen haben, darf als positives Faktum dafür gewertet werden, daß sich die Bischöfe der Bedeutung der Frauenfrage in der Kirche voll bewußt sind. Wenn auch diese noch relativ junge Kommission Identität, Aufgabenbereich und Kompetenzen noch teilweise suchen muß, hat sie nicht zuletzt im Hinblick auf die vielen Frauen, die mit ihrer gegenwärtigen Situation in der Kirche unzufrieden sind, eine wichtige Funktion zu erfüllen und ist ein echtes Zeichen der Hoffnung. Sie muß aber sehr aufpassen, daß sie nicht mit der Zeit zu einer reinen Alibifunktion degradiert wird.

Diskussion

Ingrid Klein – Rudolf Schwarzenberger

Die Männer und die Frauen in der Kirche
Ein Gespräch

Obwohl das vorliegende Schwerpunktheft dem Thema „Männer“ gewidmet ist, soll doch auch darüber reflektiert werden, wie sich denn die Männer der Kirche den Frauen

gegenüber verstehen und verhalten, wie sie zu den Herausforderungen durch die Frauen und zu den Bemühungen um Gleichberechtigung in Gesellschaft und Kirche eingestellt sind, welche Formen der Zusammenarbeit sich insbesondere in der Pastoral entwickelt haben u. ä. Um dieses Verhältnis von Frauen und Männern in der Kirche geht es im folgenden Gespräch einer seit langem in führenden Positionen des Laienapostolats tätigen Frau und eines Pfarrers, der durch viele Jahre hindurch große Verantwortung für eine konzilsgemäße Weiterentwicklung der Pastoral in der Erzdiözese Wien und in Österreich hatte. Beide freuen sich über das, was – insbesondere an der Basis – schon an Gemeinsamkeit geschieht, bedauern die zum Teil „von oben“ kommenden Hemmnisse wie die Tabuisierung der Ämterfrage, lehnen aber bloße „Lückenbüßer-Funktionen“ für Frauen ab und hoffen darauf, daß der Geist Gottes wieder über uns hereinfallen wird wie beim II. Vatikanischen Konzil. red

S.: Der Ausgangspunkt unseres Gespräches ist die fundamentale Gleichheit aller Getauften. Darin stimmen die Bibel, die lehramtlichen Texte und auch das Kirchenrecht überein. Ich meine allerdings, es geht uns in diesem Punkt, wie in vielen anderen in der Kirche so, daß wir sagen, in der „Theorie“ ist alles klar und selbstverständlich, doch in der Praxis halten wir diesen fundamentalen Gleichheitsgrundsatz nicht durch. Wobei ich mir bewußt bin, daß die so verstandene existentiell in Taufe und Firmung begründete Gleichheit von Frau und Mann nicht eine billige „Gleichmacherei“ nach sich ziehen soll.

K.: Ich kann dem Befund zustimmen: die Theorie haben wir, aber die Praxis hat sich oftmals anders entwickelt. Wir stehen heute in einer Situation, wo Frauen sicher einen Nachholbedarf haben. Wir dürfen aber nicht bei diesem Nachholbedarf stehenbleiben, sondern wir müssen schauen, daß wir durch-, weiterkommen zu einem neuen, geschwisterlichen Miteinander. Für mich geht es heute – in Kirche und Gesellschaft – nicht nur darum, *mehr* für Frauen zu erreichen, sondern *anderes* (engagierte Toleranz, beständige Dialogbereitschaft, durchtragende Solidarität, umfassende Sensibilität, ge-

waltfreie Konfliktlösung, ...). Frauen wollen Männer nicht länger um Einsicht bitten, sondern sie mit eigener Einsicht und den daraus gezogenen Konsequenzen konfrontieren, um in gemeinsamer Verantwortung Kirche zu leben und zu gestalten. Das heißt, um es mit einem Beispiel von Dorothee Sölle zu veranschaulichen: Frauen wollen nicht nur einen größeren Anteil am bestehenden Kuchen; es geht ihnen auch nicht darum, daß einzelne Frauen vermehrt Rosinen und Schokoladesplitter in eine bestehende Kuchenmasse streuen dürfen. Es geht nun darum, daß Frauen und Männer gemeinsam entscheiden, ob überhaupt Kuchen gebacken werden, welche und wie.

S.: Das „anders werden“ ist das große Problem, das gilt nicht nur für unsere Überlegung. Wenn wir Christen uns vom Anspruch des Evangeliums her betrachten, so müßten wir uns ja in vielem schon längst anders verhalten als jene, die den Anspruch des Evangeliums nicht kennen. Mir scheint, daß die Frage der Konvention in der Bibel selbst zu Schwierigkeiten Anlaß gibt. Das Verhalten Jesu zu den Frauen war, so zeigen es uns viele Texte im Neuen Testament, grundsätzlich anders als das der übrigen Männer und Lehrer in Israel. Dennoch beachtet Jesus selbst die „Konvention“ seiner Zeit und wählt zwölf Männer als Apostel, aber beauftragt eine Frau, diesen Männern das Um und Auf der Glaubensbotschaft zu verkünden, daß er vom Tod erweckt worden ist.

Natürlich kann dann vom Buchstaben der Schrift her argumentiert werden, daß selbst Jesus bei der Wahl der Apostel nur an Männer gedacht hat. Das Anderswerden muß sich einzig und allein an der befreienden Botschaft des Evangeliums in seiner Gesamtheit und nicht an einzelnen Fakten und Worten orientieren. Gesellschaftliche Konvention gab und wird es immer wieder geben, sie hat ihre Bedeutung, doch darf sie der Großzügigkeit der Frohbotschaft nicht entgegenstehen.

K.: Die befreiende Botschaft des Evangeliums heute zu leben, heute zu verkünden, bedeutet, das Heute mit hereinzunehmen. Die gleiche personale Würde für alle Menschen ist eine Grundaussage des Evangeliums, aber ebenso finden sich im Neuen Testament – zeitbedingte!? – Aussagen von der

Unterordnung der Frau unter den Mann. Und dieses zweierlei Maß – Gleichwertigkeit und doch auch Nach- bzw. Unterordnung – finden wir in der ganzen Geschichte unserer Kirche. Und ebenso können wir sehen, daß es häufig Anstöße von außen waren, die Christen veranlaßt haben, sich der fundamentalen neutestamentlichen Aussagen über die Frau zu erinnern. Denken wir nur an Papst Johannes XXIII., der den Faden der säkularen Frauenbefreiungsbewegungen unserer Zeit aufgenommen hat. Er wertete den „Aufstieg der Frau“ als ein prophetisches Kennzeichen unserer Zeit. Und die österreichischen Bischöfe haben 1990 in ihrem Sozialhirtenbrief geschrieben: „Wenn aber heute die Kirche die volle Anerkennung der Würde und Rechte der Frau als Zeichen der Zeit erkennt, dann muß das für die Kirche zum unüberhörbaren Imperativ werden.“

Unüberhörbarer Imperativ! Was hat sich denn tatsächlich in unserem „Kirchenalltag“ verändert?

S.: Diese Frage ist berechtigt, doch hat sich an der so oft zitierten pfarrlichen Ebene einiges gewandelt. Ich denke an den Anfang meiner eigenen priesterlichen Tätigkeit vor 32 Jahren zurück. Wo bin ich in der konkreten Pastoral Frauen als Mitarbeiterinnen begegnet? Im Wiener Raum, Gott sei Dank, in der Person der Seelsorgehelferin. Wenn gleich manches Verhaltensmuster für diese frauliche Tätigkeit in der Kirche von den Männern übernommen worden ist, so haben diese Seelsorgehelferinnen, heute Pastoralassistentinnen, doch schon damals ihre frauliche Note in das Tun der Kirche eingebracht.

Neben der Seelsorgehelferin gab es dann in vielen Pfarren noch die Leiterin der Katholischen Frauenbewegung, die mit dem Priester die Frauenrunden gestaltete, und öfters eine Präsidentin der Legio Mariae.

Selbstverständlich waren auch damals schon in den Pflichtschulen Frauen als Religionslehrerinnen tätig, oft mit einer besseren pädagogischen Ausbildung als wir Priester. Im Entscheidungsgremium, dem Pfarrkirchenrat, waren kaum Frauen zu finden, obwohl es auch damals geschäftlich und finanziell versierte Frauen in den Gemeinden gegeben hat.

Wenn ich demgegenüber die Arbeit im Pfarrgemeinderat nehme, so hat sich die Situation zugunsten der Frau hier stark geändert. Es gibt in Österreich jedenfalls erheblich mehr Frauen in Pfarrgemeinderäten als in Gemeinderäten; es gibt viele Frauen als stellvertretende Vorsitzende im PGR, aber kaum Vizebürgermeisterinnen. Hier ist doch etwas von der Idee der Frauenbewegung in unserem Jahrhundert in der Kirche verwirklicht worden.

K.: Wenn wir nur an den Nachholbedarf von Frauen denken, dann hat sich tatsächlich vieles getan. Frauen nehmen heute viel selbstbewußter und selbstverständlicher pastorale Aufgaben auch außerhalb der Familie wahr. Gremien wie der Pfarrgemeinderat bieten ihnen nicht nur vielfältige Möglichkeiten, sondern auch strukturelle Stütze. Hier wurde bestimmt Neues miteinander entwickelt und gelernt.

Aber können wir deshalb schon sagen, daß wir gerechte, partnerschaftliche Formen gemeinsamer Arbeit und Verantwortung in unseren Pfarren praktizieren? Der hohe Anteil von Frauen im Pfarrgemeinderat – oftmals schon weit mehr als die Hälfte – ist nicht nur ein Zeichen der Zustimmung und Anerkennung der Frauen, sondern spiegelt „Männer-Erkenntnisse“ wider, wie z. B.: Frauen bringen sich stärker ein, investieren mehr Zeit, hier wird viel Knochen- und Schattenarbeit gefordert und wenig Ehre vergeben usw.

Es hat sich manches zugunsten der Frauen verändert, aber noch mehr zu ihren Lasten. Das alltägliche Leben in unseren Gemeinden wird heute überwiegend durch den ehrenamtlichen Einsatz von Frauen ermöglicht, sei es in der Verwaltung, in der Sakramentenkatechese, bei liturgischen Diensten, in der Caritas- und Altenarbeit, bei Haus- und Putzdiensten etc.; die Männer halten sich da meistens zurück. Für mich sind daher der pfarrliche Alltag und im besonderen der Pfarrgemeinderat in den meisten Fällen noch meilenweit davon entfernt, Modelle eines gegliederten und gerechten Miteinanders von Frauen und Männern zu sein.

S.: Trotzdem scheint mir das ein Indiz dafür zu sein, daß ein intensiveres Anteilnehmen der Frau an der Pastoral der Kirche möglich geworden ist. Ich erinnere in diesem Zusammenhang an die Pastoralassistentinnen und

ehrenamtlichen Pastoralhelferinnen in der Krankenhausseelsorge. Noch vor 15 Jahren wäre es undenkbar gewesen, daß in den großen Krankenhäusern der Stadt Wien Frauen anstelle der priesterlichen Krankenhausseelsorger, damals im Talar mit weißem Kittel, an das Krankenbett treten und mit den Kranken viel intensivere Gespräche führen, als es dem Priester allein, bedingt durch die große Zahl der Patienten, möglich gewesen ist. Das zeigt mir, daß die Mitbeteiligung der Frau an der unmittelbaren Pastoral auch heute noch wächst.

K.: Das stimmt; aber die Krankenhausseelsorge ist auch ein gutes Beispiel für die Grenzen, das zweierlei Maß, das Frauen in der unmittelbaren Pastoral immer wieder erfahren. Zunächst ist es der kleinliche Streit darüber, ob ein solcher Dienst von Frauen auch die Bezeichnung „Seelsorgerin“ verdient. Kardinal Groër hat diesbezüglich beim Wiener Diözesanforum ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Bezeichnung „Seelsorger/Seelsorge“ dem priesterlichen Dienst vorbehalten ist.

Viel gravierender sind aber die Grenzen, die Krankenhausseelsorgerinnen dadurch erfahren, daß sie nicht geweihte Amtsträgerinnen sind. Sie bauen im begleitenden Gespräch mit den Kranken – und ebenso ist die Erfahrung in der Gefangenenseelsorge, in Altersheimen o. ä. – eine Basis, eine Beziehung auf, die zu einem Beichtgespräch, zu einem Lebensbekenntnis führt, und dann muß ein Fremder – in diesem Fall ist der Priester ein Fremder! – kommen für die Absolution.

S.: Damit kommen wir zum neuralgischen Punkt. Zur Frage der Zulassung der Frauen zum Amt. In der Krankenhausseelsorge wird es manchmal ganz besonders deutlich für die betroffene Frau, aber auch für den betroffenen Patienten.

Wir wissen ja, daß seit vielen Jahren auf verschiedenen Diözesansynoden und bei ähnlichen Gesprächsvorgängen in den Diözesen darauf hingewiesen worden ist und wird, daß die Frage der Zulassung der Frau zum Amt der Kirche sauber theologisch, aber auch ideologiefrei erforscht und diskutiert werden soll. Wenn es in unserer Kirche den Diakonat der Frau schon einmal, wenngleich vielleicht auch nur für kurze Zeit, gegeben

hat, so darf man doch heute wieder – hofentlich unter geänderten Bedingungen – offen darüber reden.

Für mich persönlich als Mann in unserer Kirche ist das 16. Kapitel des Römerbriefes aufschlußreich und befreiend. Darin spricht der Apostel Paulus, den man ja immer wegen des Wortes von der Frau, die in der Gemeinde schweigen soll, als frauenfeindlich hinstellt, von Frauen und Männern als seinen Kolleginnen und Kollegen, wie wir heute sagen würden. In verschiedener Weise und Aufgabe stehen diese im Dienst der Gemeinde, selbständig oder als Hilfe und Unterstützung seines eigenen apostolischen Dienstes und Amtes.

Das, was Paulus gelebt, praktiziert und uns überliefert hat, scheint mir ein brauchbares Beispiel kooperativer Seelsorge von Frauen und Männern in der Kirche von heute zu sein. Ohne irgendwelche Ängste, etwa die, daß ich den geweihten Amtsträger dadurch schmälere, kann ich Frauen und Männer, Laien und Laiinnen im Dienste der Pastoral Seelsorger und Seelsorgerinnen nennen.

K.: Zur Zeit bemerke ich wenig, daß in den Fragen nach Diakonat und Priesterweihe für Frauen ernsthaft und beherzt weitergearbeitet wird. Dieser neuralgische Punkt – wie Sie formuliert haben – wird augenblicklich wieder eher zur verbotenen Sache gemacht. Ich persönlich werde immer wieder abgemahnt, mich nicht zu diesem Thema zu äußern, wie z. B. anlässlich der Entscheidungen in der anglikanischen Kirche.

Oftmals wird die Frage nach den kirchlichen (Weihe-)Ämtern für Frauen auch als ein Problem nur weniger Frauen („krankhafter Feministinnen“) dargestellt. Dabei tut sich heute gerade deshalb eine zunehmende Zahl von Kirchenmitgliedern – Frauen und Männer – mit unserer Kirche so schwer, weil diese und ähnliche Fragen nicht offen diskutiert werden dürfen.

Trotz allem habe ich Hoffnung und Zuversicht, daß das Evangelium und unser Glaube stärker sind als Tradition und kulturelle Voraussetzungen früherer Epochen der Kirchengeschichte und daß der Ausschluß vom Priesteramt aufgrund des Geschlechtes nicht länger eine tragfähige Position für die katholische Kirche ist. Ich möchte aber nicht, daß erst die Not – der ganz konkrete Prie-

stermangel – die Türen und Tore für die Frauen öffnet.

S.: Das möchte ich unterstreichen. Ich denke wieder an die Seelsorgehelferinnen, und zwar an die in der Zeit während des 2. Weltkriegs. Mit anderen Frauen haben sie in dieser Zeit die Lücken ausgefüllt, die durch die zum Kriegsdienst eingezogenen Priester entstanden waren. Unter schwierigsten Umständen und großen Entbehrungen haben sie gearbeitet. 1945, als der Krieg zu Ende war, hat der Wiener Ordinariatskanzler zur Verantwortlichen der Seelsorgehelferinnen gesagt: „Jetzt könnt's die Madln wieder ham-schicken, die Männer kummen ja zurück.“ Das heißt auch für mich, daß nicht allein die Not an geweihten Amtsträgern Anlaß für die Zulassung der Frauen zum Amt sein darf.

K.: Ja! Frauen dürfen und wollen keine Notnägeln sein. Dies erfahren sie heute immer wieder in der Wirtschaft. In Rezessionszeiten werden sie nach Hause geschickt, in wirtschaftlichen „Hochzeiten“ werden sie wieder aus dem Haus gelobt.

Ich möchte auch noch sagen, daß unter Frauen heute die Diskussion nicht so sehr darum läuft, erst Diakonat, dann Priesterinnen-Weihe, sondern daß der Ansatz tiefer liegt. Nämlich: Wie muß sich das kirchliche Weiheamt gestalten, damit Männer und Frauen als gerufene und gleichbegnadete Menschen Kirche leben und leiten können?

S.: Dazu ist es freilich notwendig, daß wir zunächst zur Gleichheit aller Glaubenden durch Taufe und Firmung zurückkommen. Jegliches Amt in der Kirche erfordert die Berufung dazu durch Gott. Es geht nicht um ein Bewerben, Durchsetzen und huldvolles Zulassen, sondern um ein Ge- und Berufenwerden zum Dienst am Volk Gottes. Wir müssen die vielen Berufungsgeschichten in der Hl. Schrift noch viel vorbehaltloser lesen, meditieren, studieren und diskutieren, um Gottes Willen für unsere Zeit zu erkennen. Viel davon scheint mir bisher nur vom Standpunkt der oft sehr äußerlichen Konvention her bedacht zu werden.

Darüber angstfrei in der Kirche zu reden, wäre schon ein großer Schritt. Wenn „darüber“ nicht offiziell geredet wird, wird umso intensiver inoffiziell geredet, geschrieben, diskutiert und manchmal auch polemisiert.

K.: Solche Verbote, Tabuisierungen werden ja überwiegend von der Kirchenleitung aus-

gesprochen. An der Basis, in den Gemeinden, in den einzelnen Gruppen ist schon vielen bewußt, daß die tradierte und festgeschriebene Stellung der Frau in der Kirche nicht dem Evangelium entspricht.

Es schmerzt mich, wenn ich lesen muß, daß die amerikanischen Bischöfe ihren beispielhaften, engagierten Vorgang zu einem Frauenhirtenbrief einstellen (mußten). Und mir fallen die Vorbereitungsarbeiten zur Weltbischofssynode über die Laien und die Eingaben zum Wiener Diözesanforum ein. Immer standen Frauenfragen, vor allem die Frage nach dem kirchlichen (Weihe-)Amt für Frauen an oberster Stelle.

Karl Rahner soll einmal gesagt haben: „Wenn in der Kirche etwas von vielen Seiten her kommt, kann man den Verdacht haben, daß der Hl. Geist dahinter ist.“ Ich schöpfe aus diesen breiten, weltweiten Anfragen Mut und Zuversicht. Sie zeigen mir, daß wir auf der richtigen Suche sind. Wir dürfen nur nicht an Buchstaben hängenbleiben, denn Buchstaben können töten.

S.: Eben. Der Buchstabe tötet, der Geist ist es aber, der lebendig macht. Und damit meine ich wieder einmal den vielgeplagten Geist des II. Vatikanums. Mir wird immer deutlicher bewußt, daß viele noch so gut meinende Katholiken die Zulassung der Frauen zum Dienstamt in der Kirche als hochbrisante oder lästige Sonderfrage ansehen, weil sie die fundamentale Gleichheit aller Getauften und die damit verbundenen Konsequenzen für ein neues konziliares Kirchenverständnis nicht mitvollzogen haben. Ein ähnliches Schicksal erfährt doch auch die konziliare liturgische Erneuerung.

Ich kann natürlich auch Konzilstexte dem Buchstaben nach exerzieren, doch der tötet auch hier, wie bei der Schrift!

K.: Damit haben Sie mir ein Stichwort gegeben. Ich denke, wir sollten auch noch etwas sagen zu dem Miteinander von Frauen und Männern in der Liturgie. Landab, landauf gibt es schon Gemeinden, in denen die Mitarbeit und aktive Beteiligung von Frauen am liturgischen Dienst nicht nur möglich ist, sondern ausdrücklich gefördert wird. Es gibt Amtsträger, die Frauen ermutigen, sich selbst und ihre (Glaubens-)Erfahrungen einzubringen und die um eine frauengerechte Sprache bemüht sind. Aber können wir

schon sagen, daß in der gemeinsamen Feier der Liturgie in elementarer Weise deutlich und sichtbar wird: Hier feiert das Volk Gottes?

Und wir dürfen auch nicht verschweigen, daß beim gemeinsamen Beten und Feiern Frauen nicht immer in gleicher Weise das Wort Gottes verkünden und auslegen, d. h. predigen dürfen.

S.: Wenn es hier auch Vorbehalte und Verbote gibt, ist doch auf Gemeindeebene schon manches aufgebrochen. Wenn z. B. eine Pastoralassistentin, die mit den Tischmüttern die Erstkommunionvorbereitung eigenverantwortlich begleitet, dann auch bei einem Sonntagsgottesdienst mit den Kindern in der Vorbereitungszeit sowohl zu den Kindern wie zur Gemeinde spricht.

Wir haben das vor kurzem praktiziert, und noch nie habe ich für diese Weise der Verkündigung in der Gemeinde so viel Zustimmung gefunden wie an diesem Sonntag.

K.: Es gibt bestimmt viele solcher geglückter und akzeptierter Versuche und auch Möglichkeiten in der Liturgie. Nur ärgert es mich, wenn es dabei notwendig ist, das „Kind“ bei einem anderen Namen zu nennen.

S.: Ja! Um nicht Predigt zu sagen.

K.: Richtig! Ich kann ein Zeugnis ablegen, ich kann eine Einführung geben, einen Erfahrungsbericht etc. – Sind diese kleinlichen Maßstäbe wirklich notwendig?

S.: Das ist eine echte Frage. Die aber wird diktiert von der Amtsfrage, die nicht genannt werden darf. Das ist eine Crux für viele, die sich um ein geschwisterliches Miteinander in der Kirche bemühen, das sie teilweise auf Gemeindeebene schon erfahren.

Zur Zeit werden in Kirchen der Wiener Innenstadt Zettel aufgelegt, die all denen Verfälschung des Wortes Gottes vorwerfen, die in der Lesung die Anrede „Brüder und Schwestern“ verwenden.

Die Initiatoren sind sicher eine verschwindend kleine Gruppe, die aber eine Stimmung erzeugt, die nicht nur frauen-feindlich, sondern auch kirchen-feindlich ist.

Paulus hatte keine Bedenken in der Nomenklatur seelsorgerischer Natur. Wenngleich man auch bedenken soll, daß zu seiner Zeit noch keine einheitliche Terminologie existiert hat.

K.: Ich möchte auch noch etwas zu den Worten Mit-Bestimmung, Mit-Arbeit, Mit-Verantwortung sagen. Meistens soll damit die Mit-Beteiligung der Frauen zum Ausdruck gebracht werden.

Ich stoße mich immer mehr an dem „mit“, denn mir signalisiert es, daß es doch ein anderer, in der Regel wirklich ein anderer, ist, der bestimmt, wieviel ich von dem „mit“ bekomme. Wir müssen auch in diesen Fällen in der Sprache sensibler werden. Es geht immer um ein gemeinsames Tun, um ein gemeinsames Fragen, Suchen, Beten und Leiten.

S.: Ja, wenn Mitarbeiten so gesehen wird, daß der Amtsträger mitarbeiten „läßt“, dann ist es sicher falsch verstanden. Wenn wir allerdings im Sinne der Hl. Schrift uns als Mitarbeiter Gottes verstehen, dann ist jeder, ob Amtsträger oder Laie, ein solcher Mitarbeiter am Bauwerk Gottes.

K.: Erzbischof Jachym hat vor fast genau zehn Jahren – anlässlich einer Tagung zum Österreichischen Katholikentag 1983 – gesagt, daß sich nicht die Kirche ändern muß, sondern die Männer in dieser Kirche, damit es zu einer geschwisterlichen Kirche kommt, in der alle Gaben sich entfalten können, die der Geist Gottes Menschen verleiht.

Heute wird sehr viel vom „neuen Mann“ gesprochen, heißt das, daß die Männer dabei sind, sich zu ändern?

S.: Dazu möchte ich sagen: Es gibt nicht *die* Männer in der Kirche, ebensowenig wie es *die* Frauen gibt, sondern es gibt den und jenen Mann, der sich etwas schwerer tut als ein anderer. Dabei spielt die persönliche Erfahrung in der Zusammenarbeit mit Frauen eine große Rolle.

So gesehen wird es ein langes Ringen geben, bis *die* Männer der Kirche *neue* Männer in der Kirche sein werden. Die Motivation, die uns von der Bibel her kommt, sollte uns natürlich in dieser Änderungsbereitschaft bestärken.

K.: Mir ist schon klar, daß wir zu Veränderungen einen langen Atem und sehr viel Geduld brauchen.

S.: Ja, das ist wohl eine der wichtigsten Lehren aus der Geschichte unserer Kirche: Bemühe dich, einen langen Atem zu bewahren! Trotzdem meine ich, daß manchmal auch der Geist Gottes plötzlich über uns herfällt. Ich

denke da an die Einberufung des II. Vatikanums. Dort, wo Menschen hellhörig geworden sind und die Zeichen der Zeit im Lichte ihres Glaubens gesehen haben, wie Johannes XXIII. es getan hat, dort ereignet sich auch der Einbruch des Geistes Gottes in Strukturen und Situationen, die bis dahin als unveränderbar angesehen worden sind. Das ist und bleibt das Hoffnungszeichen des 2. Vatikanischen Konzils für alle weiteren Entwicklungen innerhalb der Kirche.

Letztlich kann kein Mensch das Wirken Gottes in dieser Welt verhindern. Wir lassen es oft an uns nicht herankommen, und dadurch entsteht Schaden. Doch, wenn der Augenblick kommt, der für die Kirche in ihrer Gesamtheit notwendig und heilbringend ist, dann kommt Gottes Geist, auch unter Sturmesbrausen, nicht immer zur Freude aller! Die Begleiterscheinungen seines Wirkens sind nicht immer auf Ruhe ausgerichtet.

K.: Sturmesbrausen ist für mich eine Assoziation zu Wut. Manche Wut über eine vorgefundene Situation und nicht verrückbare Dinge löst in mir oft Sturmesbrausen aus. Ich glaube, wir alle brauchen diese Wut, um daraus Hoffnung und Mut zu schöpfen. Hoffnung, Zuversicht, daß wir es schaffen werden. Sicher nicht vollkommen, aber wir sind gerufen, daß wir einen Teil von dem neuen Himmel und der neuen Erde, also auch dem neuen Miteinander von Männern und Frauen, hier und jetzt leben.

Praxis

Karl Derksen

Ein Männerorden erweitert seinen Blick

Wie verstehen sich die Männerorden in der heutigen Kirche und Gesellschaft? Was bewegt einen Mann, in den Orden einzutreten? Sind die Ordensmänner mit der Art des Lebens und Wirkens im Orden zufrieden, oder wünschen sie Änderungen? Es sind Fragen nach dem Selbstverständnis, nach den Motivationen von Ordensmännern, aber auch

nach dem Ort einer typischen Männergemeinschaft innerhalb einer Kirche, die versucht, eine geschwisterliche zu werden.

Nach zwei Vorbemerkungen, die meinen beschränkten Blickwinkel andeuten sollen, wage ich auf diese wichtigen Fragen einzugehen.

Erstens empfinde und denke ich von einer männlichen, weißen und westeuropäischen Perspektive aus.

Zweitens muß ich hier vor allem ausgehen von den Erfahrungen, die ich in meinem eigenen Orden, dem Dominikanerorden, jetzt schon fast vier Jahrzehnte, machen darf.

Einiges wird sich bestimmen – auch interkulturell – verallgemeinern lassen.

Männerorden

Was heißt eigentlich „Männerorden“? Sind nicht die großen Ordensfamilien in der Kirche Bewegungen von Frauen und Männern? Auch wenn wegen der immer stärkeren Klerikalisierung des Ordenslebens der männliche Zweig der Brüder oft „erster Orden“ genannt wurde und wird und auch wenn dieser „erste Orden“ bei der Artikulation der je eigenen Spiritualität fast immer dominierte, so soll doch nicht übersehen werden, daß in den meisten Ordensfamilien der frauiche Zweig zahlenmäßig der stärkere ist.

Aber auch historisch, von den Ursprüngen einer Ordensbewegung her, gibt es nicht selten bemerkenswerte Fakten.

Das, was Dominikus de Guzman initiierte, kann man schwer „Männerorden“ nennen. Er war nämlich zunächst Mitbegründer einer Schwesterngemeinschaft in Prouilhe (Südfrankreich), ein „Angebot für Frauen (zum Teil aus den Bewegungen der Katharer und Albigenser, K. D.), das diesen die Möglichkeit gab, ihre religiösen Ideale in kirchlich kanalisiertem Bahnen zu verwirklichen“¹. Kurze Zeit später inspirierte er viele Laien – Frauen und Männer, Verheiratete und Unverheiratete –, sich dem heiligen Werke der Predigt anzuschließen². Erst dann

¹ Frauen und Männer im Dominikanerorden, hrsg. v. Thomas Eggenberger – Ulrich Engel, Mainz 1992, 20.

² Aus einem Dokument über die Dominikanische Familie, Generalkapitel der Dominikaner, Mexiko 1992.